

Zur Lektüre deutscher Klassiker

Autor(en): **Wanner, Ignatia**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **1 (1915)**

Heft 28

PDF erstellt am: **14.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-534434>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zur Lektüre deutscher Klassiker.

Von Sr. Ignatia Wanner, Ingenbohl.

Sollen die Klassiker in unsern Mittelschulen gelesen werden? Zwei einander entgegengesetzte Meinungen lassen sich vernehmen: Es gibt Leser und Lehrer, die gewohnt sind, zu den Klassikern emporzublicken wie zu Halbgöttern, und die allen Ernstes versichern, es gehöre durchaus zur modernen Bildung, daß man die „Helden“ der II. Blütezeit unserer Literatur ganz kenne. Dieser Ansicht entgegen ist jene, die vor der Lektüre der Klassiker mahnt und warnt, als handle es sich darum, das Kind vor einer seelischen Todesgefahr zurückzuhalten.

Fragen wir uns: worauf gründet sich wohl die Verehrung, Begeisterung der erstgenannten? Was haben wir den Dichtern der II. Blütezeit zu verdanken? -- Lassen wir aber auch die Mahner zum Worte kommen. Was mag sie wohl von der Lektüre der Klassiker zurückschrecken? Welche Gefahren kann die Lektüre mit sich bringen?

Was haben wir den Klassikern des 19. Jahrhunderts zu verdanken? —

Die Heldengestalten der mittelalterlichen Epik waren verblaßt, die Harfentöne der Minnesänger verklungen, in dem sonst so blühenden deutschen Dichtergarten sah es traurig und öde aus. Fremdländische Blumen wurden über zwei Jahrhunderte lang bewundert und gepflegt. Wohl versuchten es einzelne Gärtner, uns da und dort wieder ein einheimisches Blümlein ersprießen zu lassen; doch es wurde kaum beachtet. — Da überraschte 1748 die Jubelbotschaft unser Volk: mit „der Messiade“ ist die „blaue“ Blume gefunden; ein neues Frühlingsahnen zieht durch den Dichterwald! Neben Klopstock erstehen Wieland, Herder, Lessing, doch nur als Herolde der beiden Dichterkönige: Goethe und Schiller. Was unter dem belebenden Hauche der Genannten dem Dichtergarten entsprossen, sei mit wenigen Strichen gezeichnet.

„Sing unsterbliche Seele der sündigen Menschheit Erlösung“ ist das tiefernst anklingende Präludium. Das Höchste zu besingen, hatte sich Klopstock zum Ziele gesetzt. Damit führt er das deutsche Gemüt aus der Enge spießbürgerlichen Lebens heraus und lenkt es wieder den höchsten Gütern der Menschheit zu. Er griff in die Harfe und sang das hohe, reine Lied der Vaterlands-, Freundes- und echten Frauenliebe, und dichterische Begeisterung schien gleich „Dornröschen“ aus 100jährigem Schlafe wieder aufzuwachen. In formeller Hinsicht schuf Klopstock im Gegensatz zu der bis dahin herrschenden Einförmigkeit des Ausdrucks eine Sprache voll Kraft, Feuer und Würde. Bildet auch Wieland in Rücksicht auf sittlichen Gehalt einen vollständigen Gegensatz zu Klopstock, verdunkelt doch diese Tatsache nicht völlig Wielands Verdienste auf anderem Gebiete; er verhalf der deutschen Ausdrucksweise zu einer hohen Anmut und Zierlichkeit.

Lessing erweitert und ebnet die von Klopstock betretene Bahn deutsch origineller Poesie und erwirbt sich um das deutsche Drama unsterblichen Ruhm. Er stellt „lebende Menschen von echtem Fleisch und Blut“ auf die Bühne — läßt den Zuschauer in seiner Emilia Galotti das Wesen eines Trauerspiels empfinden

und beschenkt uns in „Minna von Barnhelm“ mit der ersten deutschen Musterkomödie. Lessings Stil ist trotz der manchmal „lakonischen“ Kürze klar, unterhaltend, anschaulich, das Muster einer guten Prosa.

Herder, der ergänzend an Lessings Seite tritt, hat sich durch seinen in klassischer Ruhe geschriebenen Eid einen Platz im Herzen der deutschen Nation gesichert. — Herder eröffnet die Perspektive zur Weltliteratur, hat die Volkspoesie wieder in ein günstiges Licht gestellt und neues Interesse für die mittelalterliche Legende erweckt.

Aller Augen richten sich jetzt nach Weimar, dem glanzvollen Mittelpunkte literarischen Lebens, wo unsere beiden Dichturfürsten, der Realist und Idealist, sich 1794 die Hand zum innigen Freundschaftsbunde gereicht und, einer den andern ergänzend, die zweite Vollblüte der Literatur besiegelt haben.

Goethe schöpft aus dem nie versiegenden Born der Natur und des Menschenlebens. „Greif nur hinein ins volle Menschenleben, wo du es packst, da ist es interessant,“ mahnt der Altmeister. Das sind die reichen Gauen, in denen sein Genius lustwandelt, und gründliche Kunststudien unter italienischem Himmel verfeinern noch den Geschmack. Wird Goethe auch in der Epik und Dramatik von andern übertroffen, steht er doch, wie jede Literaturgeschichte wiederholt, in der Vielseitigkeit seines Schaffens einzig da, der erste unter den Lyrikern aller Völker.

Schiller! Was steigt nicht alles beim Klange dieses Namens in uns empor! Möchten wir seine herrlichen Balladen in unsern Lesebüchern missen? Diese „Kleingroßen“ Kunstwerke mit ihren tiefensten, zu Herzen gehenden Ideen! Gibt es einen herrlicheren Sang vom Leben mit seiner Freude und seinem Leid als das „Lied von der Glocke“? Schiller! „Wer zählt die Völker, nennt die Namen?“ Aus aller Herren Länder rief sie der Dichter in sein Reich: den Schweizerhelden mit der Armbrust, die gepanzerte Jungfrau, den finstern Feldherrn, spanische Granden, englische Königinnen. Doch so verschieden sie auch sein mögen in Sitte und Tracht: in einem sind sie sich gleich: Schiller hat ihnen einen Teil seines Selbsts, seiner idealen Gesinnung mitgegeben. Darin liegt auch die Lösung des Rätsels, daß sich die Jugend mehr zu Schiller, dem „Höhendichter“ hingezogen fühlt, als zu Goethe, dem mehr Erdgeruch anhaftet.

Und all diese „reiche“ Welt sollte unserer Jugend verschlossen sein? — Nein, freuen wir uns, unsere Zöglinge in diesen Zauberwald zu führen, uns an den mächtigen Stämmen mit den immergrünen Kronen, an so mancher zarten Blüte und ihrem Dufte zu ergözen; aber sehen wir es auch als eine heilig ernste Sache an, darauf hinzuweisen, daß im Kelche manch einer Blüte der Gifftropfen sich birgt. Die Lehrerin sei der unerfahrenen Jugend Führerin, daß diese das Giftige vom Unschädlichen unterscheiden lerne.

Welche Gefahren kann die Lektüre der Klassiker im allgemeinen bieten und worauf ist bei der Durchnahme einzelner Werke aufmerksam zu machen?

Man möge mir gestatten, einige persönliche Erfahrungen und Erlebnisse miteinzuflechten. — „Es ist doch schade, daß keiner der Klassiker katholisch ist! Wenn doch wenigstens Schiller katholisch geworden wäre, wie Herrliches hätte er

dann leisten können!" so äußerten sich einmal die Schülerinnen des III. Seminar-
kurses. Sie hatten recht. — Wenn wir mit „Gretchen“ im Faust fragen: „Nun
sag' mir, wie hast du's mit der Religion?" So paßt die Antwort:

„Wenn man's hört, möcht's leidlich scheinen,
Steht aber doch schief darum;
Denn du hast kein Christentum.“

Daran fehlt es eben der zweiten Blütezeit. Trägt sie doch, im Gegensatz
zur ersten, einen negativ freigeistigen Charakter. Der Glaube an eine übernatür-
liche Offenbarung gilt als überwundener Standpunkt. — Klopstock ausgenommen
— hält die „Humanität“ einen Wieland, Herder, Lessing, Goethe und Schiller in
ihrem Banne. Wir wissen zwar, daß Schiller sich eine Zeit lang dem Christen-
tume hinneigen zu wollen schien, schaute er doch wenigstens aus nach dessen hei-
ligen Bergen, holte sich da manch Pflänzlein, um es in seinem Dichtergarten treu
zu pflegen — man denke nur an einzelne seiner Balladen — „Kampf mit dem
Drachen“, „Gang zum Eisenhammer“ uff. — doch ganz ersteigen mochte oder
wollte er diese Höhen nicht. —

Zum Unglauben gesellt sich der Zweifel. Goethe, Schiller, Lessing haben
furchtlos so vieles niedgerissen; aber was hätten sie denn Besseres an die Stelle
des niedgerissenen Christentums zu setzen vermocht? Nach Schiller sollte die
Kunst die Welt erlösen, verbessern; aber die Kunst konnte ihren Priester nicht
beglücken. Auf Lessing paßt sein eigenes Wort: „So zweifle denn, verzweifelter
Zweifler!“

Das ist der vollendete Naturalismus! Ferner hatten die
Klassiker und unter ihnen Goethe besonders die Nachtseiten des Lebens in zu ge-
fahrvoller Weise dargestellt. Nicht daß Goethe mit wenig Entschiedenheit für un-
sere Religion einsteht, macht eigentlich seine Schriften für die Jugend weniger ge-
eignet, vielmehr die Sinnlichkeit, die auch in seinen besten Werken unter den
Blumen lauert. (Schluß folgt.)

Sammler und Dichter.

Man könnte es fast als eine Parallele zu Lachmanns Nibelungenhypothese
bezeichnen, was Anita Haslinger in einem Aufsatz der „Bergstadt“ (III. 9)
erzählt:

„Die Versuche, die finnische Volkspoesie zu sammeln, blieben lange ohne
nennenswerte Ergebnisse, bis es Elias Lönnrot unternahm, während mühseliger
Fußwanderungen diesen reichen Volksschatz zu heben und spätern Geschlechtern zu
wahren. Im Sommer 1828 zog der junge Magister Lönnrot zum ersten Male
aus. Als Bauer verkleidet, den Birkenrindenranzen auf dem Rücken, einen knor-
rigen Stock in der Hand, im Knopfloch ein Band, an dem eine Flöte hängt, mar-
schiert er durch einsame Provinzen und zieht die Landleute durch sein Gaukelspiel
an sich. Er befragt dann die sangeskundigen Bauern, bringt die so leicht Miß-
trauischen durch manche List zum Singen und erntet auf seinen oft abenteuerlichen
Sammelfahrten in sieben Jahren das lyrische, epische und magische Material, das
er später mit seiner tastenden und findenden Laulajaseele zu dem großen Ganzen,
dem Epos von beinahe 23'000 Versen in 50 Runen aufbaute, das er nach dem
Wohnsitz des Helden „Kalevala“ nannte.“